Ein Gemsenjäger

Autor(en): **Tschudi, Fr. von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1932-1933)**

Heft 19

PDF erstellt am: **07.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-671470

Nutzungsbedingungen

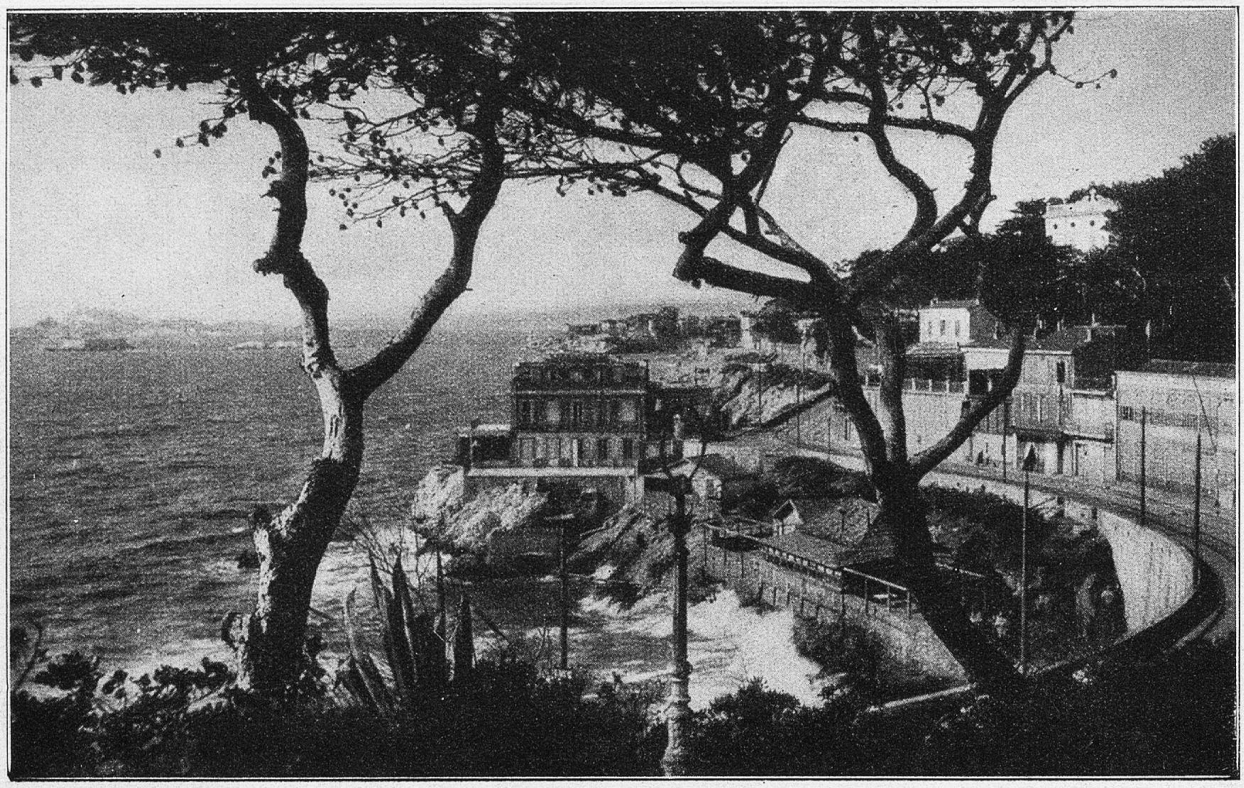
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Marseille. La Corniche.

woher sie das alles haben! Man dürfte sie wohl auch nicht darnach fragen. Wenn sie nur wieder einen Sou erobern, um ihr Leben fristen zu können.

Viele sind sich wohl der Trostlosigkeit eines solchen Lebens kaum bewußt. Sie sind noch vergnügt dabei und scherzen und schäkern in den dunkeln Gängen und Gassen, in die nur selten ein Strahl der Sonne fällt.

Man atmet auf, wenn man diesen Winkeln entronnen ist. Man greift in alle Taschen, um sich zu vergewissern, ob Portemonnaie, Uhr und Schlüssel noch vorhanden sind.

Die Behörden geben sich Mühe, mit diesen Brutstätten des Schmutzes, ansteckender Krankheiten und des Unheils aller Art aufzuräumen. Hinter der Börse haben sie ein weites Feld freigelegt. Ein weiter, noch holperiger Platz liegt da, den sich viele arbeitslose Gruppen zum Bocciaspiel auserlesen haben. An Zuschauern fehlt es auch nicht. Du glückliche Insel der Freiheit und Freude! Wie lange magst du bestehen bleiben, bis die Architekten kommen mit neuen Plänen? Oder sind es die Gärtner, die einen Park anlegen mit Bäumen und Blumen und erquickenden Wasserspielen? Möchten sie Sieger bleiben zum Wohle der Stadt!

Marseille ade! Der Dampfer wartet, der uns an die afrikanische Küste trägt.

Sommer.

Singe, meine liebe Seele,
Denn der Sommer lacht.
Alle Farben sind voll Feuer,
Alle Welt ist eine Scheuer,
Alle Frucht ist aufgewacht.

Singe, meine liebe Seele,
Denn das Glück ist da.
Zwischen Ähren, welch ein Schreiten!
Flimmernd tanzen alle Weiten.
Gott singt selbst Halleluja.

Otto Julius Bierbaum.

Ein Gemsenjäger.

Von Fr. von Tschudi.

Der berühmteste Gemsenjäger in dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts war Johann Markus Colani, der teils in einem der Berninahäuser, teils in Pontresina wohnte. Er hatte viele Stunden weit die Reviere der Berninagebirge für seine Jagd ausschließlich in Anspruch genommen und hegte in den Bergen nahe seinem Häuschen etwa 200 halbzahme Gemsen,

von denen er jährlich sechzig Junge rechnete und soviel alte Böcke dafür abschoß. Fremde Jäger litt er nicht leicht im Reviere; schlossen sie sich an ihn an, so wußte er sie so zu narren, daß ihnen die Lust an der Gemsenjagd bald verging. Den Tirolern war er nicht grün und erzählte manches Märchen, wie er ihnen die Jagd auf Bündner Boden verleidet habe. Das glaubten denn auch Fremde und Einheimische getreulich. In seinem Hause, so erzählte man sich, habe er eine Stube mit den Waffen und der Ausrüstung der von ihm erschossenen fremden Jäger, meist Tiroler, ausgeschmückt, und die Leute in Bevers und Kamogask glaubten, er habe auf seiner dem Teufel verschriebenen Seele gegen dreißig Menschenleben. Natürlich hielt ihm solches Gerücht sein eigenes Jagdgebiet ziemlich frei. Die Talbewohner schlossen den Jean Marchiet (wie sie ihn gewöhnlich nannten) oft von den ländlichen Freischießen aus, weil sie fest überzeugt waren, er schieße mit verhexten Kugeln. Colani war jähzornig und im Zorne höchst gewalttätig und bis zur Raserei heftig. Wie ein gefürchteter Häuptling residierte er in seinem Gebirge. Einem Arzte, der ihn wegen unbefugten Praktizierens vor Gericht lud, paßte er auf, schlug ihm mit der Faust im Gesicht die Brille in Splitter und ließ ihn besinnungslos liegen. Von seiner Keckheit hörten wir manche unerbauliche Geschichte. Seinem Jagdknecht, den er bei einer Stutzerprobe einen Pferdeknochen als Ziel auf weite Entfernung aufstecken geheißen, schoß er den Knochen in der Hand entzwei; ein andermal schoß er zum Spaße einem Holzhauer die Tabakspfeife aus dem Munde. Seines Zieles war er so sicher, daß er bei einer Wette auf hundert Schritte einen Kronentaler nach dem andern traf. Der bekannte Naturforscher Dr. Lenz jagte im Juli 1837 mit Colani und hat uns einige interessante, wenn auch vielleicht zu romantische Nachrichten über die letzte Jagd mitgeteilt, die zugleich charakteristisch für die Gebirgsnatur und das Jägerleben in jenem wilden Teile der Schweiz sind.

Dr. Lenz besuchte mit seinem Freunde A. v. Planta Colani und bat, ihn auf der Gemsenjagd begleiten zu dürfen, indem sie ihm für jeden Jagdtag zwei Taler, für jede Gemse, die er vor ihren Augen schösse, ebensoviel, und für jede, die sie schössen, vier Taler samt dem Wilde anboten. Der Jäger nahm die Offerte an. Er war damals ein Mann von 66 Jahren, breitschultrig, untersetzt, von hoher, starker Brust, länglichem, braunem Gesicht, schwarzen Haaren, krummer Nase und braunen, kühnen, klugen, Jähzorn verratenden Augen. Er lebte von Brot, Milch und Zieger. Wein trank er nie vor oder während der Jagd. Gemsen- und Murmeltierfleisch waren seine Lieblingsspeisen. Er war von romanischer Abstammung, sprach aber auch Italienisch, Deutsch und Französisch und war geschickt im Verfertigen von Sonnenuhren, chirurgischen Bandagen, sowie seiner trefflichen Büchsen. Mit großer Ungeniertheit verfügte er über seine Nachbarn. Seine zwei zahmen Gemsen mußten sie in ihren Gärten weiden lassen, und als eine Frau das nicht zugab und die Gemsen vergiftete, starb auch sie sehr bald, wie Colani mit Lächeln erzählte. Seine Tochter war ebenfalls eine ausgezeichnete Schützin und begleitete ihn früher oft auf der Jagd.

Vergebens hatte man Dr. Lenz und Planta gewarnt, sich mit Colani irgendwie einzulassen. Die Jagdlust der Freunde war zu groß und eine Verbindung mit Colani zu vielversprechend. Am folgenden Morgen brachen sie auf, nachdem der Jagdfürst geräuchertes Gemsen- und Murmeltierfleisch und Salz in seine Jagdtasche gesteckt hatte. Schon in der Nähe trafen sie in einer tiefen Schlucht, die hinten vom Roseggletscher geschlossen war, fünf Gemsen, und die Freunde waren eben bereit, sie einzuschließen, als Colani ihnen sagte: „Das wäre recht hübsch, allein es ist meine Salzlecke, wo ich keine Gemsen schießen lasse.“ Dann wollte er sehen, „ob die Herren auch schießen könnten,“ und legte auf 150 Schritte Distanz einen faustgroßen Stein hin, den dann jeder glücklich traf. In der Nähe des Gletschers huschten und pfiffen überall Murmeltiere im Gestein. Doch die Jäger wollten an diese keine Zeit verlieren und stiegen das ungeheure Eisfeld hinan, wo sie von Zeit zu Zeit auf freien Weiden und Felsenkanten größere und kleinere Gemsengesellschaften erblickten, welche den von der Sonne rauh geleckten Gletscher und das stete Dröhnen desselben, wenn er neue Spalten bildete, nicht scheuten. Nach einem stündigen Marsche entdeckten sie auf dem schönen Rasen neben den Felsblöcken abermals 13 Gemsen; aber auch hier ließ Colani nicht schießen, da er überhaupt mehr beabsichtigte, die Freunde umherzuführen und dabei seinen schönen Taglohn zu verdienen, als sie Gemsen schießen zu lassen, so daß sie das Vergnügen hatten, 40 der schönsten Gemsen in einer langen Reihe, die Jungen immer hinter den Alten, an

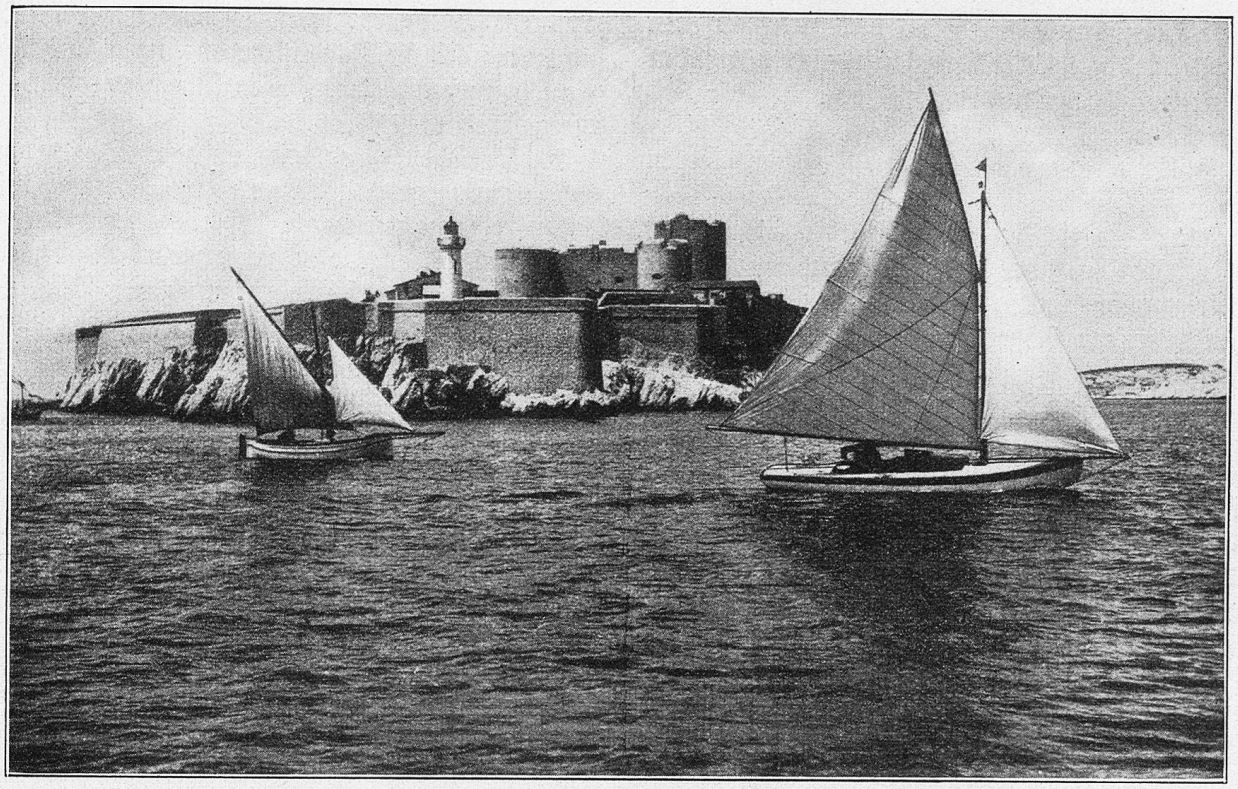
sich vorbeitraben zu sehen, ohne die Büchse anlegen zu dürfen. Sie kehrten endlich ohne Beute in die Sennhütte zurück zu ihrem Proviant, bei dem sich ein kleines, hartverpfropftes Weinfäßchen befand, das alle vergebens mit der Kraft ihrer Hände zu entstöpseln versuchten und ebenso erfolglos mit Steinen usw. bearbeiteten. „Ich bring ihn doch heraus," rief Colani, packte den harthölzernen Stöpsel mit seinen sechsundsechzigjährigen Zähnen, dreht das Faß mit den Händen und hatte es augenblicklich offen.

Am folgenden Morgen führte der Felsenmann seine Begleiter den Brüneberg hinan, schickte den einen auf den Anstand und führte den andern über einen steilen, schmalen Felsenkamm, von wo sie verschiedene ferne Gemsenherden beobachteten, wobei sich Colani das Vergnügen machte, seinen Gefährten an einige todesgefährliche Vorsprünge hinzurufen. Als beide einmal über eine 1000 Fuß tiefe Kluft hinausgebogen lagen, um in der Tiefe Wild zu erspähen, hörte Lenz plötzlich ein heftiges Brausen und gleichzeitig von Colani einen gellenden Schrei. Erschrocken zog sich Lenz zurück und sah, wie dicht über seinem Haupte ein ungeheurer Lämmergeier mit der Schnelle eines Pfeiles dahinsauste. Colani hatte bemerkt, wie der Geier, der es liebt, Gemsen, Rinder, Menschen, die er an den äußersten Felsenrändern gewahrt, mit den Fittigen in die Tiefe zu stoßen, den Jagdgefährten bedrohte, und ihn durch seinen Ruf vom sichern Tode gerettet. Ehe die Jäger aber zum Schuß kommen konnten, war der Vogel verschwunden. Lenz dankte dem Felsenmanne für seine Rettung, sagte ihm aber zugleich, er sei nicht hergekommen, um das Futter der jungen Lämmergeier zu werden, sondern um Gemsen zu schießen, worauf Colani verhieß, ihn am nächsten Tage nach der gemsenreichen Bernina zu führen.

Indessen vernahmen sie am andern Morgen, daß in den Kamogaskeralpen zwei Bären gesehen worden seien, die drei Schafe zerrissen hatten, und statt nach der Bernina zu gehen, beschlossen sie, die Bären zu verfolgen. Der erste Tag wurde vergeblich mit Nachsuchung in den wilden Hochbergen zugebracht. Die eigentliche Bärenschlucht war durchaus unzugänglich. Einzelne Gemsen wurden ohne Erfolg beschlichen, da die rings pfeifenden Murmeltiere stets das Nahen der Jäger verrieten, während die Schneehühner nahe bei ihnen im Gesträuch umherliefen. Abends übernachteten sie in Orlandis prächtiger Sennhütte.

Früh um 4 Uhr am 20. Juni erstiegen sie einen Berg. Ein großer, zottiger Hund sprang ihnen auf der Höhe entgegen, welcher die Bergamasker Schafherde bewachte, die auf der noch mit einem dünnen Schneeflor bezogenen Weide lag. Sie öffneten die kleine, rohe Steinhütte und weckten den Hirten, der sie willkommen hieß, die Asche des Herdes auseinanderwarf, Feuer machte und in dieses seine bloßen Füße steckte, die er dann wohlgewärmt in seine Holzschuhe barg, worauf er seine Gäste mit Schafmilch und Schafkäsen bewirtete. Hier verließ von Planta die anderen, die in Wind- und Schneeschauern tiefer ins Gebirge hineinstiegen, bis die über den Felsen auftauchende Sonne einen guten Tag versprach. Lenz war ungeduldig geworden und sagte zu Colani, wenn er heute nicht zum Schusse komme, so gebe er die Jagd auf. Colani erwiderte, er habe ihn ja zu den Gemsen der Bernina führen wollen, aber Lenz hätte die Bärenjagd vorgezogen. Hier gebe es wenig Gemsen und es sei schwer, anzukommen, indessen — er wolle ihm zu einigen verhelfen, wenn er den Mut habe, ihm zu folgen. Nach einer halben Stunde beobachtete er den Punkt, wo er Wild vermutete, und sah fünf Stück. „Dort sind sie" rief er, „um 9 Uhr lagern sie, wir können hier noch ein halbes Stündchen warten, aber der Weg dorthin ist fürchterlich. Ich habe ihn nur einmal in meinem Leben gemacht."

Er ging dann voran, schnallte das Gewehr auf den Rücken, erreichte eine senkrechte, ungeheure Wand und betrat eine schmale Galerie, die an derselben hinlief. Der Weg war gräßlich. Unter jedem Fußtritt glitt die lockere Erde weg. In der unermeßlichen Tiefe zu ihren Füßen erschienen die höchsten Arven fingergroß; vor ihnen wurde das Gesims immer enger und schien am Ende ganz zu verschwinden. An mehreren Orten war es zudem durch Spalten geteilt, durch die sie in die Welt unter ihnen hindurchschauten. Mit halbverdecktem Gesicht folgte Lenz Colani nach. Am Ende des Felsenbandes rief dieser: „Vorsicht!", packte da, wo der Weg ausging, eine Felszacke, stemmte den Fuß und schwang sich über dem Abgrunde auf die hintere Seite des Felsens, während er seinem Gefährten überließ, ein Gleiches zu tun. Mit dem Mut der Verzweiflung folgte dieser glücklich und fast zur Verwunderung Colanis, der naiv genug äußerte: „Ich hätte nicht gedacht, daß wir hier noch beieinander sein würden; — aber jetzt zu den Gemsen, wir haben sie gut umgan-



Marseille. Meeresinsel „Château d'If" (Staatsgefängnis).

gen!" — Nach einer halben Stunde waren sie auf der Höhe des Berges, an welchem sie vorher die Gemsen erblickt hatten. Sie bemerkten endlich eine größere und eine kleinere zwischen den Alpenrosen zu ihren Füßen am Rande eines tiefen Abgrundes liegen. Mit pochendem Herzen schoß Lenz über Colanis Schultern. Die größere sprang mannshoch auf, überschlug sich und stürzte rücklings in die Tiefe. Colani schoß auf einem wankenden Steinblock nach der kleineren und fehlte. Lenz wollte nach dem Abgrund, um seine Beute zu holen, aber Colani wehrte, und mit Blicken, die die Schuld des bösen Gewissens verrieten, setzte er hinzu: „Was in diesem Grabe liegt, liegt sicher begraben!" Vor mehreren Jahren war hier ein Bündner spurlos verschwunden. Es schien Lenz, die Stelle rieche nach Menschenblut.

Auf der andern Seite des Berges gelangten sie in ein greuliches Steintrümmertal, rings von himmelhohen Felsenspitzen bewacht. Beim Klettern über die Felsblöcke hatte der spähende Felsenmann etwas bemerkt, warf sich dann rasch hinter einen Stein und winkte Lenz, ein Gleiches zu tun. „Was gibt's?" rief dieser verwundert. Colani antwortete nicht, blickte mit dem Fernrohr in die Höhe, ballte krampfhaft die Faust und sagte nur: „Verdammt! Verdammt!" Endlich entdeckte Lenz hoch in den Felsen eine kleine männliche Figur, während Colani fast rasend vor Wut immer „verdammt" rief; „ich kenne den Kerl nicht," sagte er endlich, „aber, Gott sei Dank, er hat uns noch nicht bemerkt! Dort sieht er mit seinem Fernglas herab." Die Wut in seinen Blicken, seine zusammengeklemmten Zähne ließen das Schlimmste befürchten.

„Sowie der Jäger dort weg ist," flüsterte er, „müssen wir ihm zuvorkommen."

„Mit nichten, Colani," sagte Lenz, „ich will Gemsen schießen und keine Menschen." Indessen verschwand der fremde Jäger. Colani sprang auf: „Folgen Sie mir, in einer Viertelstunde kann der Jäger dort auf jenem Bergrücken sein; wir müssen ihm zuvorkommen und in zehn Minuten hinauf!" Atemlos rannten sie bergan und legten in zehn Minuten den Weg zurück, zu dem sie sonst über eine halbe Stunde gebraucht hätten. Noch lag ein steiles, turmhohes, mit glattem Rasen bewachsenes Felsstück vor ihnen, über das sie mit eingekrallten Fingern sich hinwanden. Atemlos sanken sie oben hinter einem Felsblock nieder, als müßten sie von der übermenschlichen Anstrengung auf dem Flecke sterben. Der fremde Jäger nahte rasch. Das belebte beide wieder.

Colani spannte den Hahn und zielte auf den Mann ... da drückte Lenz sanft, aber mit voller Kraft sein Rohr nieder und sagte in befehlendem Tone:

„Halt, vor meinen Augen laß ich keinen Mord zu."

Colani warf ihm einen fürchterlichen Blick zu, reichte ihm aber bald die Hand und sagte: „Wir wollen uns nicht entzweien." Inzwischen war der Jäger zwischen den Felsen entschwunden.

Mit einem schadenfrohen Lächeln umschlich ihn Colani, während er Lenz befahl, stehen zu bleiben. Der Fremde saß tiefer unten an einem Felsrand und blickte mit seinem Fernrohr in die Tiefe. „Ich kenne den Burschen durchaus nicht," knirschte Colani, „aber ich will hinunter und ihm einen Besuch machen. Bleiben Sie schußfertig."

„Wohl," erwiderte Lenz, „in eure Zänkereien mische ich mich nicht; aber jeden, der mich antasten will, werde ich niederschießen."

Leise, wie eine Katze schlich Colani hinunter mit gespannten Hähnen. Drei Schritte vor dem harmlosen Fremden trat er plötzlich hinter dem Felsen hervor und hob die Faust gegen ihn auf. Aber schweigend ließ er sie sinken. Die beiden sahen einander einen Augenblick an; dann lehnte er seine Büchse an den Felsen und setzte sich neben den Jäger. Er ließ sich dessen Flinte geben und betrachtete sie, während sie zusammen schnupften. Lenz erwartete, er werde sich nun noch die Jagdtasche ausbitten und ihn dann heimtückisch den Felsen hinunterstoßen — allein sie blieben Freunde.

Der fremde Jäger, ein rüstiger Greis von 65 Jahren, war von Bevers und eigentlich mit Colani befreundet, wagte sich aber, da er dessen Tücke kannte, doch nie in sein Revier. Nun hatte er vernommen, daß Colani nach der Bernina wolle, und die Zeit benutzt, um rasch eine Gemse zu holen, sich aber zugleich vermummt, damit ihn niemand Colani verrate.

Bald darauf wurde die Jagd abgebrochen, da Lenz zu bemerken glaubte, wie Colani es nicht ungern gesehen hätte, wenn er über einen Felsen gestürzt wäre (?) und wie er ihm überhaupt die Lust nach seinen Bergen und Gemsen auf immer zu benehmen suchte.

Lenz fühlte die Folgen seiner außerordentlichen Anstrengung noch einen Monat lang in allen Gliedern. Colani erkrankte infolge derselben und war nach fünf Tagen tot. Dieser gewaltige und merkwürdige Jäger hat nach seinem zwanzigsten Jahre, wo er die Herrschaft der Berge sich aneignete, zweitausend siebenhundert Gemsen geschossen, ohne die vielen früher von ihm erlegten, — eine Anzahl, die bei weitem von keinem andern Jäger je erreicht worden ist, dazu etliche Bären und zahllose Murmeltiere und anderes Alpenwild.

Aus: Schweizer Jugendbücher, Bd. 5, Fr. v. Tschudi: „Tiere der Alpen" bei Orell Füßli, Zürich.

Unser Wald.*

Von B. Bavier.

Ein Aufheulen des Motors, ein kurzes Rollen über glatten Rasen, und schon trägt uns das Flugzeug in die Lüfte. Die Erde versinkt unter uns. Weit öffnet sich der Blick in die Ferne. Freundliche Dörfer und Höfe inmitten fruchtbarer Äcker und Matten, blaue Seen und herbstbunte Wälder grüßen herauf. Hell und klar leuchten die Berge. Dem Walde vor allem soll unsere Luftreise gewidmet sein. Ihn, dessen trauliches Dämmer uns so oft in sich aufnahm, möchten wir uns heute einmal aus der Vogelschau betrachten. Tief unter uns liegen einige ganz wunderliche, fast schwarze Waldfetzen. In den seltsamsten Formen, wie von Zufall und Laune regiert, hat hier im sanften Hügelgelände die rodende Axt unserer Vorfahren den Wald zurückgelassen. Gerade soviel davon, so scheint es, als erforderlich sein mochte, den Bedarf der Bewohner an Holz zu decken. Soviel vielleicht auch, als notwendig war, den kalten Nordwind abzuhalten oder die Hagelwetter zu zerstreuen, die drohend über die Hügel zogen. O, sie waren nicht dumm, unsere Urväter und wußten genau, warum sie nicht allen Wald ausrodeten.

Weiter ziehen wir unsere Bahn. Bewegter werden unter uns die Geländeformen, bewegter das Mosaikspiel von Wald, Wiesen und Weiden. Auf den ersten Blick sehen wir, daß hier nicht blinder Zufall, sondern der harte Daseinskampf einer sich auf spärlicher Scholle mühenden Bevölkerung die Verteilung des Waldes beherrscht. Wo sich die Hügelrücken sanft wölben, die Hänge langsam abdachen, wo ein ebenes Plätzchen, sei es auch noch so klein, lohnenden

* Aus dem sehr empfehlenswerten schönen Buche: Unser Wald (vom Schweizerischen Forstverein). Verlag Paul Haupt, Bern.